

Sammlung von August Scherer-Dornberg.

Weschen Bräutigam war ein ganz aller-
liebster Bursche von etwa 15 Jahren,
mit langen blonden Haaren und viel-

Zuweilen, nein, ziemlich oft, schien
es dem jungen Lehrling angezogen,
seine eindringlichen, erklärenden Worte
durch — schallende Beweismittel zu un-
terstützen — wie das ja auch bei an-
drem Schulunterricht, leider freilich in
anderem Form, bisweilen vorkommen
soll — und wenn dann solch ein
Ruf zu der kleinen Läuferin hinüber-
klang, dann kniff sie die Augen zu und
machte ein gar bitterböses Gesicht.

Dem jenes angenehme Spiel, mel-
ches die beiden darinnen trieben, war
Weschen einfach ein Greuel. Sie
„hahle“ diesen „abnormen“ Lieutenant,
der sich laßiglich immer größere „Frei-
heiten“ gegen ihre Schwester heraus-
nahm, und sie verachtete“ diese, ihre
sonst immer als Vorbild hingestellte
Schwester so „gründlich“, wie sie nur
konnte, weil die sonst so Ernste so solch
„unwürdiger Tadel“ willig sich her-
gab.

Sie ärgerte sich aber auch nebenbe-
über sich selbst, daß ihr, bei dem süß-
geruchigen, solch ein nigelantem,
wonnemaler Schauer über den Leib
ließ, und als sie eine längere Zeit über
diese räthselhafte Erscheinung nach-
gedacht hatte, da ertappte sie sich auf
dem Wunsch, doch mal an sich selbst zu
erfahren, worin denn eigentlich der
Reiz einer solchen Verrücktheit liege.
— Gott, geküßt worden war sie
ja schon oft und selbst geküßt hatte sie
auch schon — nämlich Freundinen, El-
tern und Geschwister, aber das mußten
doch nicht die richtigen Küsse gewesen
sein, denn teils von allen hatte dabei
solch ein seltsam-verzerrtes Gesicht ge-
macht, wie Schwester Rosa, wenn ihr un-
heimlicher Etwas sie küßte. — Also die
richtigen Küsse mußten anders schmecken,
— ja, und wieder übertrieben es Wes-
chen selbst, wenn — man — mal —
versuchen könnte! Aber wie, wo? —
Und wie müßte der — er ersuchen, der
als Mittel zum Zweck dienen sollte!
Wie Schwaiger Etwas? Nein, der hatte
ja ein so glatt rasiertes Gesicht, wie der
selbige Wölfe — nur nicht so geistreich!
Einen Waden-, mindestens einen net-
ten Schnurrbart müßte er unbedingt
haben, denn, denn — ja, warum
dann? Würden die Haare sie in ihrem
feinen Gesicht nicht tragen? Wenn auch
— angenehm müßte es doch sein! —
Und wieder übertrieben sie es gar wun-
derbar!

Plötzlich fuhr sie erschrocken zusam-
men. Eine Hand hatte sich leicht auf
ihre Schulter gelegt und die gute Mama
lächelte der ganz verzückt freundlich zu:
„Nun wohl? In diesen geschätzten,
Weschen? Na, brauchst du deshalb nicht
zu erschrecken, das kommt manchmal im
Frühjahr so. Aber, hör mal, Du
taust mir nen Gefallen thun. Papa
hat die Karoline auf die Post geschickt
und nun hat sie sich gewiß irgendwo
verfahrlässig und kommt gar nicht wie-
der. Ich habe bloß Angst, daß uns
der Bräutigam zum Abendbrot anbrennt,
und Du weißt, Etwas ist darin so
peinlich. Also, geh Du mal runter
in die Küche und sieh nach, und rüde
die Pfanne ein bisschen von der heißen
Stelle fort. Ich selbst will Tischwäsche
herausgeben, denn es ist ja schon ganz
dunkel und die höchste Zeit. Aber zünde
die Lichter an, Weschen!“

Damit hüschete die rundliche, frühere
Frau aus dem Zimmer und ließ Wes-
chen mit dem stolzen Bewußtsein zurück,
daß in ihre Hände das Wohl und Wehe
des Abendbrot gegangelt sei.

Die Küche lag im Erdgeschosse, dicht
neben der Hausthür. Es war ein et-
was düsterer Raum in dem alten
Hause, denn nur durch ein schmales
Fenster fiel das Tageslicht aus dem
engen Hofe hinein. Heute herrschte
nur noch ein Dämmerungsschein, zu-
dem löst sich ein Lufzug das mitgebrachte
Licht aus, aber Weschen war das ganz
lieb, denn nun konnte sie, nachdem sie
den Bräutigam in Sicherheit gebracht hatte,
atich eine Weile ungestört den von
Mama jäh unterbrochenen, angenehmen
Traumereien weiter nachhängen.

Und diese mühen höchst angenehmer
Art sein, denn sie übertrabte ganz und
gar das allerdings vorstehende leise
Schlurren auf dem Hausflur und fuhr
erst mit dem englischen Ruf „Mama!“
empor, nachdem sie sich von zwei träf-
lichen Armen flehentlich umarmen und
von einem weichen, warmen Kissenpaar
heiß und lange geküßt gefühlt hatte!
Aber auch von seinen Lippen, denn das
Atentat war von einem Manne aus-
geführt worden — so lästete kein Mädchen,
das nach Weschen blickte, trotz der
Dunkelheit klar — drang ein heller
Schredensruf, er gab sie frei und
führte mit langen Schritten durch die
Thür und zum Hofe hinaus.

Weschen eilte die Treppe hinan, aber
vor dem verschlossenen Entree blieb sie
nachdenklich stehen. Was wollte sie
denn? Der Mama, den Anderen von
ihrem Abenteuer Mitteilung machen?
Aber — — — es war ja nur ein Ruf,
aber — — — so anders — so, wie sie ihn
noch nicht gekannt — so heiß, so innig,
so — schon! Nein, sie wollte das
solche Geheimnis für sich behalten —
es hatte ja nichts zu bedeuten, denn der
Schwäger war ja entflohen — so
— Schweigen, Schweigen! Vielleicht lagte
man sich gar noch aus und das würde
sich noch thun.

Da harmloser Miene betrat unter

Bedürfnissen den jetzt hellereuchten
Salon, um mit der gebührenden Wä-
rigkeit anzukündigen, daß, wenn der
Bräutigam sei, man dies nur
ihrer Fürsorge zu danken habe, aber
ein einstimmiges schallendes Gelächter
unterbrach ihre ersten Worte.

Wie sieht Du denn aus, Piese?
rief die „große“ Schwester vor Lachen
sich biegend, und der junge Offizier
nahm sie bei der Hand, führte sie zu
dem großen Spiegel und beleuchtete sie
mit einem schnell zur Hand genomme-
nen Röhre von allen Seiten, indem es
vor Lachen förmlich hervorbrustete:

„Döhnerwetter, ja! Daß Dir aber
einen höllischen Schnurrbart aufsetzen
lassen — wie'n Du Quarenwachmeister!“
Weschen wurde schneelich, als sie
ihre Spiegelbild erblickte. Gesicht,
Arme, Beine waren von — Riß ge-
schwärt — jetzt wußte sie, wer der
Atentäter war — der Liebhaber der
Königin, der gelagert hatte, er schmei-
ße im Dunkeln seine Karoline ab.

Nun mußte Weschen wohl oder übel
beichten und in Folge dessen noch man-
che Redereien aushalten, aber innerlich
dachte sie doch: „Na, nun weiß ich
wenigstens, wie richtige Küsse schmecken,
und solch ein — Schornsteinfeger
scheint das gerade so gut zu machen,
wie ein Lieutenant! — oder ob's
vielleicht noch richtigere giebt?“

Neuerdings nehmen die inneren Un-
ruhen in unserer Nachbarrepublik
Mexiko, welche eigentlich nie ganz auf-
gehört haben, wieder einen bedrohlichen
Charakter an, und dem vieljährigen
Präsidenten oder Dictator Diaz stehen
denn doch die Haare zu Berge, wenn er
von den Fortschritten der Freischärer
an der Grenze hört, zumal ihm gleich-
zeitig auch die nie gebändigten In-
dianenstämme der Yucatis und Mayas, die
grundtätigen Feinde vom Steuerzah-
len, viel zu schaffen machen. Jeden
Augenblick kann man zwar hören, daß
sich der ganze Kummel wieder im
Sande verlaufen habe, obwohl ver-
schiedene Umstände diesmal die Sachlage
ungewöhnlich ernst erscheinen lassen, und
der ebenso tapfer als feine Revo-
lutionsunternehmer Garza sicherlich erst
mit seinem Leben seine Pläne aufgeben
wird. Was aber der Ausgang der
mexicanischen Wirren auch sein möge:
die Persönlichkeit der beiden politischen
Widerparte und das Herüberspielen des
ruppigen Räuberkrieges auf amerikanisches
Gebiet machen die Aufmerksamkeit der
Revolution bemerkenswerth genug für
eine kleine Skizze.



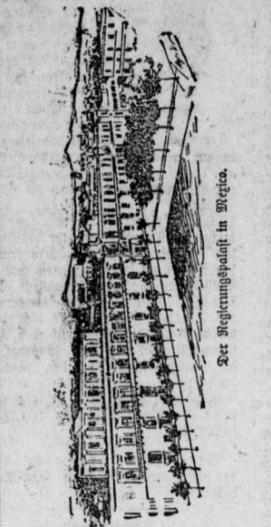
Die meisten jetzigen Feinde des Präsi-
dents Diaz sind nicht neu aus dem
Boden geschossen, obwohl es immerhin
bezeichnend ist, daß neben den früheren
einflussreichen Persönlichkeiten noch ver-
schiedene neue, von denen man sich bei-
sonders gar nicht versehen hätte, die Partei
der Revolution offen ergreifen haben.
Diaz ist auch nicht aus dem Stoffe ge-
macht, daß ihn ein politischer Sturm-
wind so leicht umweht; er hängt im
Pelz der Regierung so fest, wie eine
Klette; aber auch er hat seine sterblichen
Seiten, und dieselben können schließlich auch
den Völkern seiner Mithelheiten zur
Ueberlaufen bringen.

Eine Hungersnoth, oder gar mehrere,
sind für eine Regierung immer Bed-
rohungen, ob sie Schuld daran hat oder nicht,
sie wird stets für Alles verantwortlich ge-
halten werden, was unter ihrem Ge-
schick passiert, — das ist nun einmal die
Rechtsseite der Regierungsfreunden, wel-
che ja andererseits auch viele un-
verdiente Ehren gegenübersehen. In den
letzten drei oder vier Jahren der Diaz-
schen Verwaltung hat das Land furch-
bar von Missethaten und Züerung der
notwendigsten einheimischen Bedürf-
nisse gelitten, so daß die Bevölkerung
von dem Hunger und der Pest heimgesucht
wurde, und noch immer ist die
Ausdehnung auf baldige Hilfe vorhan-
den!

Diese „Soldaten der Verzweiflung“
bilden ein dankbares Menschennater-
ial für Garzas Pläne. Die notleidenden
und umwohnenden Massen, in den
lateinisch-amerikanischen Ländern
mehr noch, als sonstwo, erblicken stets
einen Segen darin, wenn Alles drunter
und drüber geht; denn das gibt ihnen
jedemfalls reichliche Gelegenheit, die
Reicheren oder Verrückteren auszu-
plündern, und kurze Zeit wenigstens
fühlen sie sich frei von der Damm-
schraube der strengen Geseze, wie Diaz
sie gegenwärtig ausführt. Kommt
dann ein anderer Tyrann über sie, oder
spant sie gar der vorige wieder
in's Jod; nun, so haben sie sich wenig-
stens ausgelobt, und das Spiel kann
auf's Neue beginnen!

Sicherlich führt Diaz das Regiment
nicht unfähig, und seine Verwaltung
ist in manchen Beziehungen eine recht
fortschrittliche gewesen. Aber er ver-
dient es zugleich mit der Geistesfreiheit
und der liberalen Partei vollständig,
und das das eine sehr gewagte Politik
ist, hat nicht bloß Balmaceda von
Chile erfahren müssen, mit welchem
überhaupt Diaz' Stellung manche
Ähnlichkeit hat! Die liberalen Kato-
liken fühlen sich unter seiner Regierung
ohne Kränzen unterdrückt, und Lau-

ende derselben sind heutzutage bereit,
sich einer ausführenden Regierung an-
zuschließen. Ein Canoso gibt es für
Diaz nicht, auch wenn er es suchen
würde.



Und nicht zum geringsten Theil er-
halten die mericanischen Grenzruhen
— welche übrigens unter Umständen so
rasch, wie ein brennender Strohhaufen,
sich in das Herz des Landes hinein-
treiben können — ihren bedenklichen
Charakter auch dadurch, daß das Kriegs-
theater, wie gesagt, theilweise auf am-
ericanischem Boden steht. Wie die
tunseitigen Officiere unserer Bundesarmee
in Fort Ringgold und Fort McIntosh
erklären, ist das ganz unter Grenz-
land von Texas ein vollkommenes Brut-
beet für mericanische Revolutionäre, wo
sie sich stets warm halten und von Neuem
herausbrechen, trotz aller Bemühungen
der amerikanischen Behörden, dieser un-
freiwilligen Neutralitätsverletzung ein
Ende zu machen. Texas gehört zwar
schon lange nicht mehr zu Mexico, ist
aber noch immer das Pulvermagazin
für die mericanischen Unzufriedenen
Abenteurer und Freibeuter aller Gat-
tungen. Zur Zeit sollen sich auf der
texanischen Seite nicht weniger, als
3,000 Mexicaner befinden, welche in
engster Verbindung mit der revolution-
ären Bewegung drüben stehen und
nur des Signales harren, um sich rasch
zu equipiren und auszuziehen. Das
ist schon an sich eine sehr bedeutende
Anzahl, wenn man bedenkt, daß an
dem Treffen zwischen Revolutionären
und Regierungstruppen zu Las Animas
auf beiden Seiten im Ganzen nur
500 bis 600 Mann theilhaftig waren,
und fast die ganze Nachbarbevölkerung
leistete ihnen direkten oder indirekten
Beistand.

Gelingt es einmal den Aufständi-
chen, in den Staat Tamaulipas einzu-
dringen und 25—100 Meilen weit von
der Grenze vorzurücken, so ist gar nicht
zu bezweifeln, daß Tausende und Aber-
tausende zu ihren Fahnen strömen wür-
den, und dann die mericanische Regie-
rung eine vielmal härtere Streitmacht
haben müßte, als ihre jetzige, um den
Aufstand erfolgreich beugegen zu kö-
nnen. Schon vor mehr als einer Woche
sahen die Dinge darnach aus.



Als Leiter der jetzigen Revolutions-
bewegung wird allgemein wiederum der
americanische Abenteurer und Daudgen
Catarino C. Garza betrachtet, dem es
in seinen sonstigen Vorhaben auch an
Helmschmuck nicht zu fehlen scheint.
Eine sensationelle Geschichte wird neuer-
dings über die jüngste Vergangenheit
Garzas erzählt. Nachdem er im ver-
gangenen Februar aus der Gefangen-
schaft in Texas entronnen war, kam er
— heißt es — nach New York und fuhr
von dort mit einem Dampfer nach der
südamericanischen Republik Venezuela,
wo er alsbald unter einem angenom-
menen Namen thätig in den Bürger-
krieg eingriff und bei dem Revolutions-
general Crespo mit sehr hoher Aus-
zeichnung diente. Reich belohnt für
seine Dienste und mit glänzenden Em-
pfehlungen von dem strengen Bür-
gerkriegsgeneral versehen, reiste er dann
nach Europa und suchte und fand bei
reichen südamericanischen Politikern in
Paris finanzielle Rückhalt für sein
Plan.

Darauf begab er sich nach England
und fuhr nach Liverpool nach seinem
deutlichen Heimatsort; gegen Mitte
October traf er im Hafen von Zam-
poco, Mexico, ein und gab sich mit Er-
folge für einen verunglückten Reisenden
Franzosen aus. Ein Volkstrotz, der er
sich mittlerweile hatte strecken lassen,
machte ihn selbst für seine meisten
Freunde unerkennlich. Er schlug sich
durch ganz Mexico und von da nach
San Diego, Texas, durch, wo er einen
reichen Americaner spielte, der eine
Reichweide laufen wollte, und in dunk-
ler Nacht, mit jedem Fuß Landes wohl-
vertraut, gelangte er schließlich nach dem
Palto Blanco-Ranch, wo seine Gattin
und sein reicher Schwiegervater Al-
jundre Gonzales leben.

Mehrere nachträglich bekannt gewor-
dene Umstände scheinen für die Wahr-
heit dieser romantischen Geschichte zu
sprechen, die jedenfalls Garza „ganz

ähnlich sieht.“ Wer weiß, was ihm
das neue Jahr beibringt?

Aus einem Pariser Heiraths-
Institut.

Ein junger Mann kommt in höchster
Eile an.
„Mein Herr,“ sagt er zu dem Direc-
tor des Instituts, „ich habe keine Mi-
nute zu verlieren, ich habe eine Droh-
sche auf Zeit, ich kann mich also nicht
un-
nütz aufhalten.“
„Sie wünschen, daß ich Sie verhei-
rathen?“
„Ja, mein Herr, ich habe in der
Zeitung Ihre Annonce gelesen, die Sie
seit einiger Zeit einrichten lassen. Es
scheint darnach, daß für Sie ein Tag
genügt, einen jungen Mann oder eine
junge Dame zu verheirathen.“
„Gewiß, mein Herr.“
„Ich kann es mir kaum denken;
sichs-Bestemmer habe ich Lust, Ihr
System zu versuchen. Ich habe ein
großes Geschäft in einer großen Pro-
vincienstadt und bin nun hierhergekom-
men, um mich zu verheirathen. Ich
müßte nach dem Heirathen mein
Geschäfte halber zurückreisen, denn,
sehe ich, bleibt alles stehen und
liegen.“
„Morgen werden Sie Ihre Frau
Gemahlin Ihren Geschäftsfreunden vor-
stellen können.“
„Sie legen mich in Erstaunen.“
„Sie haben die notarielle Erlaubniß
von Ihren Eltern zum Heirathen?“
„Hier.“
„Das ist von Wichtigkeit und genügt
für mich.“
„Nun, was habe ich zu thun?“
„Wenig; bitte, treten Sie in diesen
Garten.“
„Das ist ja ein Mädchenpensonat!“
„Es sind auch Wittwen darunter;
diese letzteren tragen ein rothes Bänd-
chen an der Hüfte. Sie können nun
hier wählen und die Frau nehmen, die
Ihnen gefällt.“
„Warten Sie einen Moment, damit
ich meinen Klemmer auflese. Diese
große Blondine gefällt mir ganz beson-
ders.“
„Sehr wohl; nehmen Sie diese
Blume und gehen Sie hin, bieten Sie
ihre Hand an; wenn Sie sie an ihren
Wunden fest, so bedeutet das, daß Sie
Sie zum Gatten annehmen.“
„Der junge Mann tritt in den Garten
und lehrt einige Augenblicke später zu-
rück.“
„Ich bin angekommen.“
„Ich weiß es, ich sah es von diesem
Fenster aus. Wir können nun zu den
üblichen Formalitäten schreiten. Fan-
gen wir mit dem Aufgebot an.“
„Das dauert ein paar Wochen.“
„Im Liebererintommen mit dem Be-
amten und einem Geistlichen haben wir
das alles abgeklärt; die Aufgebote
werden vorgelesen und in fünf Minuten
wird man Ihnen die nöthigen Papiere
zuleiten.“
„Ich bin sehr vor Erstaunen.“
„Nun verzeihen Sie, sagte der Di-
rector, haben Sie die Güte, Ihre Be-
fehle betreffs des Hochzeitsdiners zu
geben.“
„Aber Gatte?“
„Ich liefere sie, ein Hochzeitsdiner
ohne Gatte ist gar nicht zu denken.
Sie erwarten Sie in diesem Speise-
salon.“
„Ich kenne sie aber gar nicht.“
„Oh, es sind harmlose (lieblich-
würdige) Leute. Mein Name ist ja ein
Haus des Vertrauens; seien Sie ohne
Sorge. Unter den Geladenen werden
Sie Ihren Herrn Schwiegervater und
Ihre Frau Schwiegermutter sehen.
Die Eltern kommen jeden Mittag
zwischen 1 und 2 Uhr, um zu sehen,
ob ihre Töchter verheirathet sind, und
sind stets in Hochzeits-Toilette.“
„Aber ich könnte vielleicht einige
Freunde einladen?“
„Warum wollen Sie Zeit verlieren?“
„Das ist wahr. Ich vergaß, daß ich
mir eine Drohche auf Zeit genommen
habe. Bitte also, ein Diner von 25
Kouverts.“
„Sehr wohl; während dessen können
wir in dieses Zimmer treten und den
Contract unterzeichnen.“
Der Director des Instituts öffnet
die Thür der Notar und sämmtliche
Gäste sind bereits auf ihren Plätzen.

„Mein Herr,“ sagte der Beamte,
während wir Sie erwarteten, haben
wir bereits den Contract gelesen; das
Fräulein bringt als Mitgift 100,000
Francs; und Sie?“
„Die gleiche Summe.“
„Ich habe nur diese Ziffer binzu-
zulegen; wenn Sie jetzt nur die Güte
haben wollen, Ihren Namen neben dem
Stempel zu setzen.“
Ein Koffer zeigt an, daß der Geist-
liche das Ehepaar zur Trauung erwar-
tet. Sämmtliche Gäste begeben sich in
die Kapelle des Hauses.

„Wünschen Sie die übliche Predigt?“
fragt nun der Geistliche.
„Nein, ich danke,“ antwortete der
Gatte, „ich kenne sie, ich habe schon so
vielen Hochzeiten beigewohnt!“
„Deshalb frage ich nur. Indem
wir die Predigt weglassen, gewinnen
wir eine halbe Stunde.“
„Das ist mir lieb, denn ich habe eine
Drohche auf Zeit, die mich an der
Hausthür erwartet.“

Man begibt sich in den Speisesalon,
wo alle Vorbereitungen zu dem fest-
lichen getroffen sind. Bevor man sich
zu Tische setzt, wendet sich der Gatte
an seine Gemahlin und fragt sie nach
ihrem Vornamen.

„Ich heiße Amalie.“
„Und ich heiße Eduard.“
Amalie und Eduard reichen sich härt-
lich die Hand.
Das Festmahl ist sehr heiter, Ein-
geladene der Gäste halten ernste, andere
humoristische Reden.

„Ist das in den Koffen des Diners
eingebracht?“ fragte der Gatte den
Director.
„Ja.“
„Ihr Institut ist ein Meisterwerk,
erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand
drücke.“

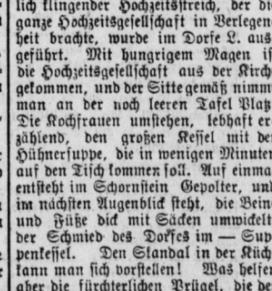
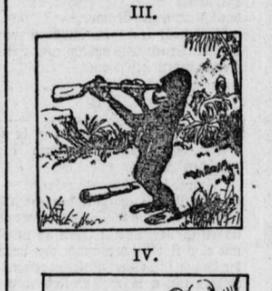
Der Gatte wartet noch ab, daß der
Kaffee und Liqueur gereicht wird, dann
erhebt er sich und sagt:

„Meine werthen Gäste, verzeihen Sie
mir, daß ich Sie so schnell verlassen
muß. Aber es ist schon 9 Uhr und ich
habe nicht nur eine Drohche auf Zeit,
sondern der Zug, mit dem ich nach
Hause fahren muß, geht um 9 Uhr 50
Minuten.“

Man begleitet die Neuvermählten
bis zur Drohche. Der Kutscher trägt
im Knopfloch ein Blumenbouquet —
zarte Aufmerksamkeit des Directors des
Instituts.

Im Moment des Einsteigens sieht
sich der junge Ehemann von einer Dame
angehalten, die heiße Thärien ver-
gießt:
„Sie werden sie gewiß recht glücklich
machen,“ sagte sie schluchzend.
„Wen?“
„Meine Tochter.“
„Aber Sie sind die Mutter! Entschul-
digen Sie, ich hätte nicht die Ehre, Sie
zu kennen. Ich war heut' so beschäf-
tigt, daß ich keinen Moment Zeit fand,
mit meiner neuen Familie zu plaudern.
Besuchen Sie uns doch in nächster Zeit.
Vier ist meine Adresse.“

Naturforscher und Gorilla.
Arnold - Zugbote in fünf Bildern.



In vielen Ortschaften der Altmark
sucht man eine Ehre darin, durch Toll-
heiten, die Niemand überleben darf,
die Erinnerung an eine Hochzeit frisch
zu erhalten. Folgender sehr unglück-
lich klingender Hochzeitsstreich, der die
große Hochzeitgesellschaft in Verlegen-
heit brachte, wurde im Dorfe V. aus-
geführt. Mit hübschem Wagen ist
die Hochzeitgesellschaft aus der Kirche
entkommen, und der Sittige nimmt
man an der noch leeren Tafel Platz.
Die Hochtrau umhören, lebhaft er-
zählend, den großen Kessel mit der
Bühnenuppe, die in wenigen Minuten
auf den Tisch kommen soll. Auf einmal
entsteht im Schornstein Geklopel, und
im nächsten Augenblick sieht die Beine
und Füße bid mit Säcken umwidelt,
der Schied des Dofes im — Sup-
penkessel. Den Standal in der Küche
kann man sich vorstellen! Was helfen
aber die fürchterlichen Prügeln, die der
Schied von den Frauen bekommt —
die Suppe ist verloren. Der humor-
volle Brautvater erklärt den unglück-
lichen Gästen: „Kümmen, ja möd noch
bitischen töwen; die schwarze Schied bet
die Klämpe entlöwe pet' (getreten)
aber glüht gift et Schmissbroden!“

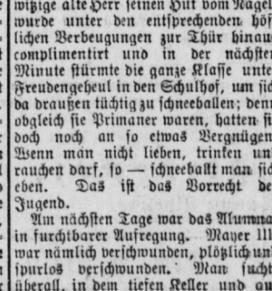
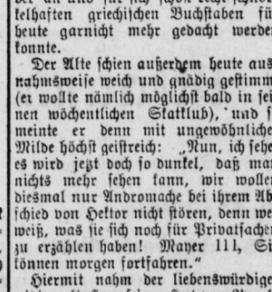
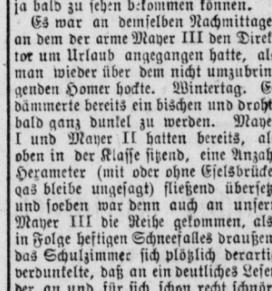
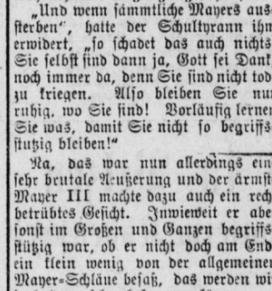
Man wartet noch ab, daß der
Kaffee und Liqueur gereicht wird, dann
erhebt er sich und sagt:

„Meine werthen Gäste, verzeihen Sie
mir, daß ich Sie so schnell verlassen
muß. Aber es ist schon 9 Uhr und ich
habe nicht nur eine Drohche auf Zeit,
sondern der Zug, mit dem ich nach
Hause fahren muß, geht um 9 Uhr 50
Minuten.“

Man begleitet die Neuvermählten
bis zur Drohche. Der Kutscher trägt
im Knopfloch ein Blumenbouquet —
zarte Aufmerksamkeit des Directors des
Instituts.

Im Moment des Einsteigens sieht
sich der junge Ehemann von einer Dame
angehalten, die heiße Thärien ver-
gießt:
„Sie werden sie gewiß recht glücklich
machen,“ sagte sie schluchzend.
„Wen?“
„Meine Tochter.“
„Aber Sie sind die Mutter! Entschul-
digen Sie, ich hätte nicht die Ehre, Sie
zu kennen. Ich war heut' so beschäf-
tigt, daß ich keinen Moment Zeit fand,
mit meiner neuen Familie zu plaudern.
Besuchen Sie uns doch in nächster Zeit.
Vier ist meine Adresse.“

Naturforscher und Gorilla.
Arnold - Zugbote in fünf Bildern.



Er hat's nicht gethan. —
Alter Ehemann: Was gibt es denn
schon wieder? — Junge Frau (schmol-
lend): Du hast Dein Wort nicht gehalten.
Du sagtest vor der Verheirathung,
Du wollest mir zu Liebe Alles in der
Welt thun. — Alter Ehemann: Ja! —
Junge Frau: Du sagtest, Du würdest
mit Vergnügen für mich sterben. —
Alter Ehemann: Ja! — Junge
Frau: Nun wohl, Du hast es aber
nicht gethan!

Nun man wartete bis morgen. Kein
Mayer III. erschien. Nun mußte na-
turgemäß die Meldung geschickt und
war, da eine Telegraphenverbindung
vorhanden, auf dem einfachsten Wege
der Landpost, denn das Nummat lag
tief, tief hinten im Lande, fern von
dem fündigen Getriebe der großen
Welt, wie es einem braven Nummate
zulommt. So vergingen zwei lange,
bange Tage, während welcher selbstver-
ständlich ebensovohl, wie an dem ersten,
dem Unglückstage, vor lauter Aufre-
gung feinerliche Schulle abgehalten wurde,
denn Alles bestand sich ja immer noch
auf der Suche nach der — Leiche! End-
lich, endlich, am Morgen des vierten
Tages, nachdem das Entschickte passiert
war, kam mit der Landpost ein
Brief? Nein! sondern — Mayer III
selbst, höchstselbständig, vergnügt und
frisch, wie nie und mit dem harmlose-
sten Gesicht von der Welt!

„Aber, Sie Unglücksjenschen!“ brach
der alte Director auf ihn los, „wo ha-
ben Sie denn gefehlt? Wissen Sie
denn nicht, daß Sie für uns schon seit
drei Tagen todt sind? Wo kommen
Sie her, Glender?“

„Ich,“ meinte Mayer III., „scheinbar
vollständig verblüfft, „wo soll ich denn
anders herkommen, als von zu Hause?
Von meinem Urlaub komme ich und
melde mich hiermit geborsamst“ wird,
Herr Director!“

„Von Ihrem Urlaube? Wer hat
Ihnen denn Urlaub erteilt, Sie nie-
derträchtiger Ausreißer?“
„Aber, Herr Director, Sie selbst
doch! Entschinnen Sie sich denn nicht,
wie Sie mir in der letzten Homerkunde
am Schluß noch so gnädig sagten:
„Mayer III., Sie können morgen fort-
fahren!“ Die ganze Majestät wird mir
das bezeugen können!“

Weiter braucht wohl nichts erzählt
zu werden. Mayer III. war seit jenem
Tage Hahn im Korbe, wenn auch nicht
bei dem Herrn Director selbst, so doch
bei der ganzen Prima, der er drei
diensthafte Tage verschafft hatte. Ja,
ja, die Mayers!

Die alte Sprache.
Der noch heute in Württemberg ge-
bräuchliche Reim:
„Bide, bide, bomb,
Der Deroz kommt,
Er liegt nicht weit im Feld
Und bringt einen Sad von Geld“

ist, wie die neuere Forschung feststellt,
hat, auf den Herzog Ulrich von Wirt-
temberg zurückzuführen, der im April
1519 vom Schwäbischen Bund aus sich
nämlich dem vertrieben worden war,
nach Nempelgard geflüchtet hatte und
später längere Zeit auf dem Hofentwiel
lebte, stets bemüht, seine Wiederein-
setzung zu erlangen. Das Land war
inzwischen vom Schwäbischen Bund als
Graf der Kriegeslofen auf Kaiser Karl
V. verlaufen worden, der auf dem
Reichstag zu Augsburg seinen Bruder
Ferdinand damit belehnte. Die Regie-
rung bei Alles auf, Ulrichs Andenken
im Volke gänzlich auszumeren, und
verbot, daß von ihm gesprochen werde;
wer für den ehemaligen Deroz rede oder
handele, sollte mit dem Tode bestraft
werden, und seinen Anhängern wurde
beimlich der Proceß gemacht, damit ja
nichts an ihn erinnere.

Allein vergebens, das Volk liebte
seinen Fürsten und dachte voll Dankes
der mannigfachen Rechte und Freiheiten,
die er ihm seiner Zeit eingeräumt
hatte. Kühnere Züge der Anhäng-
lichkeit und Treue werden aus jener
Zeit berichtet. So sollten Steine mit
seinem Namen vom Himmel gefallen
sein, und unter den Schenkwürdigen
Stuttgarts wird noch heute ein sol-
cher gesehen. Selbst Thiere lehnte man,
auf den Namen Ulrich zu hören; und
ein alter Kriegsmann zu Tübingen ließ
sich durch nichts abhalten, seines Her-
zog's Hof mit der Aufschrift „mit Freun-
den hindurch!“ zu versehen und bis zu
seiner Rückkehr beizubehalten. Demals
kam auch das zum Wahrspruch ge-
wordene „Die gut Württemberg allenege“
auf, und als endlich nach der Auflösung
des Schwäbischen Bundes 1534 Ulrich
wieder zurückkehrte, da sang man auf
allen Gassen den Vers, den wir oben
angeführt haben. Er genoh indes den
Wiederbesitz seiner Rechte nicht lange
und starb nach wechselvollem Schicksal
1550.

Die Dichtung nach modernen pro-
saischen Gedanken.
Du bist wie eine Blume,
So schön, und schön und rein;
Was mag wohl Deine Mitgift,
Und Dein Vermögen sein?

Du bist wie eine Blume,
So schön, und schön und schön;
Doch frag' ich, was Du bringst,
Ob es in richt'gen Höb'n?

Du bist wie eine Blume,
So schön, und rein und hold;
O sage, daß zur Heirath
Du auch das nöthige Gold?

Du bist wie eine Blume,
So schön, und schön und rein;
Ich schau' Dich an und denk'
Schlicht' mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Zu r' G'h nicht geben sollt',
Betend, daß Gott mich beehre,
Vor: „R u r' schön, rein und hold.“

Er ist es eben D. Kaufmann
(zu einem Reihenden, der engagirt sein
will): Wie ich gehöt, müßten Sie schon
einmal brummen, weshalb, wenn ich
fragen darf? — Reihender: Ach, ja, —
ja — da habe ich einen, der mir trotz
vielerbeten Bedrue noch immer nichts ab-
taufen wollte, verbauchen! — Kaufmann:
Sie sind engagirt!

Erromer Wunsch. —
Herzog, gebi' denn kein Bureau, wo
Sonntag Amtsfunden sind und Wo-
chentage frei!